

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 303.

Freitag, 13. November.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Jrmier.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Recht, recht haben Sie! So recht wie meine Eltern. Die wollten den Schwiegerjohn nicht. — Oh . . . aber wenn er tanzte, mein Liebling, dann kamen die schönsten Frauen und Mädchen von weither, ihn zu sehen. So schmutz war er! — Aber ich stach sie alle aus! Darum wollte ich ihn. Aber das half mir nichts, ich wurde mit dem Gärtner aufgeboten.“

Ich schrie und heulte den ganzen Tag, aber damit konnte ich die Hochzeit nicht aufhalten.

Am Tage vorher wurden wir beide in das Schloßgeheimnis eingeweiht, weil mein Bräutigam dann meinen kranken Vater vertreten sollte.“

Die Alte verfiel in Wispern: „Aber in der Nacht vor der Hochzeit, da klopfte es an mein Fenster, da rief eine wohlbekannte Stimme . . . die rief mich in die weite Welt! Und ich lief . . . und ich lief davon! —

Nun möchten Sie also wissen, wie mir das bekommen ist! Schlecht . . . schlecht . . .

Sie kennen auch den schmutzigen, jungen Burschen . . . ja . . . ja — ja . . . ja . . . da steht er neben mir: Herr Marko Hopkins . . . Herr Martin Hegener . . . der schwarze Martin — mein Mann!“

Der starrte vor sich hin, als ginge ihn das alles nichts an.

„Wie das kam?“ fuhr die Alte in raunendem Erzählertone fort, der schrecklich wirkte. — „Ein Sturz vom Turmsteil! Da war es aus. Gelernt hatte er nichts. Verbrechen lernen sich leicht. Das ist's! —

Nach Jahren kamen wir dann wieder her. Da lebte hier keiner mehr. Das Schloß stand leer, gehörte später Fremden. Nun, nun — da zogen wir dann ein.“

Die Zuhörer waren betroffen, erschüttert. Nach einer Pause fing die Alte von neuem an: „Sehe es Ihnen an, Herr, Sie wollen mich jetzt fragen, warum ich bei ihm blieb, dem schwarzen Martin? Ich liebte ihn . . . und tue es noch — ja . . . ja . . .“

Sie sank in sich zusammen auf einen Stuhl, der ihr auf Hertrichs Wink hingeshoben war und weinte haltlos. Niemand sprach ein Wort. Nur die Fesseln der Gefangenen klirrten ab und zu bei deren hastigen Atemzügen.

Nach einer Weile fragte Hertrich: „Ist es Ihnen denn nun nicht ein Bedürfnis, ein Geständnis abzulegen über all das, woran Sie sich in den langen Jahren mitschuldig gemacht haben?“

„Ach . . .“, sie schlug mit der Hand durch die Luft. „Schließlich . . . warum soll ich Ihnen denn das nicht sagen, was Sie jetzt gern wissen wollen! Ich sehe ja, Sie haben da das Mitgliederverzeichnis von Martins Bande und noch manches andere und uns haben Sie auch! Der Herr da“, — sie machte mit dem Kopf eine Bewegung nach Sanders hin — „ging uns ja eigentlich auch nicht viel an. War Sache des braunen Mannes — Geld! . . . Geld! . . . das war unser Interesse daran.“

Hertrich benützte die Bereitwilligkeit sofort und fragte: „Was hatten Sie denn aber mit Herrn Lohsburg vor?“

„Auch Geld . . . auch Geld. Das konnten wir vom Jnder nicht mehr bekommen, weil er tot war. Das war ein vorsichtiger Mann, wollte erst nachher zahlen . . . ja, ja . . .“

„Als wir dann sahen, daß er tot war — wir waren

doch auch im Gange — und uns ärgerten, daß wir umsonst gearbeitet haben sollten, da ließ uns der Herr in den Weg . . . und wir griffen zu. Ist ein reicher Herr . . . sollte uns Ersatz geben . . . Brauchten es — das Geld! Mußten doch ins Ausland fliehen, da hier alles aus war. Wir hätten uns mit dem braunen Mann nicht einlassen sollen. Aber der konnte mit uns machen, was er wollte, brauchte uns nur anzusehen!“

„Sie wollten den Herrn doch töten?“ Die alte Frau schwieg und unwillkürlich verfielen ihre Kiefern in die mahrende Bewegung, die sie sonst auf ihrem Bettlerposten vortäuschte.

„Hm, hm . . . haben Sie sich denn nie gewundert, wie der Jnder den schwarzen Martin aufgefunden hat?“

„Den schwarzen Martin kennen viele!“

„Wußte denn der Jnder, daß Sie die Gänge kannten?“

„Es schien so.“

„Das ist doch sehr auffallend . . .“

„Freilich schon . . .“

„Warum hat denn der Jnder den Mordanschlag gerade an dem Feste durchzuführen versucht! Wenn er Herrn Sanders töten wollte, hätte er das doch viel einfacher haben können.“

„Das hat er getan, weil Herr Sanders ihn drüben bei einem Feste in aller Öffentlichkeit beleidigt hatte. Der Herr müsse dafür auch öffentlich gerichtet werden. Und weil ein noch viel höherer Priester als er durch die Schuld des Herrn schwer krank geworden sei, sollte das Fräulein in der Stadt sterben.“

„Fürchtbar . . . fürchtbar . . .“, murmelte Sanders. „Der Jnder ging wohl nie aus?“ fragte Hertrich weiter.

„Nie. Nur am ersten Tage nach seiner Ankunft, da hielt es ihn nicht länger hier unten in der Höhle. Da mußte er den großen Herrn da sehen. Wir wußten, der war auf den Schießständen im Stadtpark. Da schlich sich der Braune dicht heran — da sah er ihn . . . und schoß in der Wut . . .“

„ . . . und malte die beiden Zahlen auf die Birke?“

„Ja, ja . . .“

„Das war eigentlich unvorsichtig. — Wirklich . . . da liegt der Browning, unter dem Mantel da.“

Die Freunde sahen sich an und verstanden sich.

„Das war also auch der Jnder?“ wiederholte Hertrich nachdenklich.

„Aber der Mann am Telephon — das war er doch nicht?“

„Das war mein Mann.“

„ . . . wie der Verkäufer der ominösen Zeitung! Der schwarze Verkäufer wollte dabei den Käufer verjagen, wie er es noch immer getan hatte — wie Sie alle auch die Spufgerüchte, die durch Ihr Treiben entstanden waren, unterstützten — erfahren hatte er des Herrn Kaufabsicht durch Rüdmann . . . so ist es doch?“

„ . . . der war meines Mannes rechte Hand.“

„Haha . . . haha . . .“ Lohsburg mußte herauslachen. Die rechte Hand des schwarzen Martin und gleichzeitig die des alten Petersen — haha . . . der wird Augen machen.“

„Ich glaube, ähnliche Tragikomödien werden wir

noch einige in den nächsten Tagen erleben“, meinte Hertrich. „Ein Blick in das Mitgliederverzeichnis der Bande hat mir gezeigt, daß es in unserer guten Stadt noch mehr Wölfe in Schafskleidern gibt.“

„Also, Frau Hegener, Rückmann stahl später natürlich die Aktien, weil Herr Sanders unbequem hartnäckig war. Warum brachte dann aber der Dienstmann — der wohl kein anderer als Rückmann selbst war?“ . . .

Die Alte nickte.

„. . . also: warum brachte der Dienstmann die Aktien am selben Abend wieder zu Herrn Petersen zurück?“

„Der Inder war gekommen. Der wollte, daß der Herr hier einzog.“

„Halt“, sagte Hertrich, „hat Ihnen der Inder wohl einmal etwas von einem Flusse Moeß erzählt?“

„Schon . . . schon . . . der Herr da hätte gedacht, er wäre tot. Aber der Braune hatte Freunde in der Nähe versteckt, die ihn aus dem Wasser zogen.“

Sanders schüttelte den Kopf: „Die Wunde hätte für die meisten anderen genügt.“

„Also so war das“, meinte Hertrich. „Nun — als der Inder da war, verschwand Rückmann nach Dornbach wie Sie und Ihr Mann auch! — Ich gehe wohl auch nicht fehl, wenn ich annehme, daß Ihr Bettlerposten eine Maskierung Ihres Doppellebens war. Sie liebten überhaupt Masken — nicht nur der schwarze Martin. Frau Regel in der Grünthalsstraße 95, die Ihnen so ähnlich sieht, Meiers, die deren Miete zahlen, der angeblich einbrechende und sogar selbst überfallene Kronert — alles Masken — wie der falsche Petersen. Maskierung auch der Motorradunfall Rückmanns, mit Blut und allem, was dazu gehört.“

Die Alte schien ihm kaum noch zuzuhören. Sie starrte nach oben, in ihren hellgrauen Augen war ein sonderbarer Ausdruck.

„Mein Vater . . . mein Vater . . .“, murmelte sie. „Wie damals . . . weißt du noch? . . . Die Herrschaft war verreist. Es war Abend. Ich wartete hier in der Halle, die Puppe in der Hand — laute am Kopf. Vater machte seinen Rundgang. Ich hatte eine Base in den Zimmern zerbrochen und wußte, er würde nun meine Missetat entdecken. Ich hatte solche Furcht. Da knarrte die Treppe. Vater kam zurück. Ich sah in erzürnte, traurige und doch so glütige Augen.“

Da warf ich mich ihm in die Arme — und sagte ihm alles. Und es war mir vorhin . . . und jetzt — als mußte er wieder die Treppe herunterkommen, als mußte ich gleich wieder in sein bekümmertes Gesicht sehen müssen . . .

Vater! Vater! . . .“

Hertrich gab einen Wink und ließ die Gefangenen abführen.

17. Kapitel.

Finale.

Monate waren ins Land gegangen.

Die leise, frische Melodie des Frühlings wuchs an zu den vollen, starken Akkorden des Sommers.

Da waren wieder die Fensterreihen des Dornbacher Schlosses festlich erleuchtet.

In dem nachts stillen Parke glühten als tanzende Lichtpünktchen überall zwischen den dunklen Stämmen, über dem Schwarzgrün der Taxuswände und Gebüsch, der Rasenflächen und Beete buntfarbige, leise schwingende Papierlampen.

Dann klangen von der Schloßtreppe her fröhliche Stimmen und lustiges Gelächter. Der jäh aufwachende Tonwirbel einer leidenschaftlichen Puztweise stürmte, von dem Rasenplatz kommend, der sich wie ein dunkler Samtteppich um den weißen Marmortempel schläng, und auf dem in den bunten, heimatischen Festgewändern eine Zigeunerkapelle sah, hinaus in die Nacht.

Bald malte das matte Licht der schaukelnden Lampen wie im Sprühen tiefer, edler Steine, flackernde Flecken über helle, weiche Seidenkleider und schimmernde, weiße Frauenhaut spiegelte sich matt auf dem Weiß schwarz-umrahmter Frackhemdflächen.

Georg Sanders und seine junge Frau waren vor kurzem von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und hatten heute zum ersten Male ihre Freunde um sich vereint.

Man hatte drinnen im Saale getanzt und wollte sich jetzt im Parke erfrischen. Unter fröhlichen Scherzen nahm die Gesellschaft an den dort aufgestellten kleinen Tischen Platz.

Frau Irma und ihr Mann, das Geroldische Paar, Herr und Frau v. Bühringer, Lohburg und Hertrich bildeten eine lustige Gemeinschaft.

Nicht weit davon saßen Professor Landolf und die anderen verheirateten und unverheirateten Klubfreunde.

Arjuno und Bhima, in ihren buntschimmernden Seidenjarongs, reichten in Gemeinschaft mit einigen Dienern des „Jagdklubs“ Erfrischungen herum.

Feist, in untadelhaftem Schwarz, die verkörperte Würde und Korrektheit, stand in diskreter Entfernung der Haushofmeister und wachte mit strengem Auge über die ihm anvertraute Schar.

Die letzten Takte der Melodie zerflatterten. Da erhob sich Lohburg: „Meine sehr verehrten Herrschaften! Wir alle wissen, welch düstere Wolken Glück und Geschick unserer lieben Dornbacher Freunde beinahe immer verhüllt hätten.“

Treuer Freundeshand“, er blickte auf Hertrich, „ge- lang es, das Gewölk zu verjagen.“

Der Parkweg dort, der mondbeschienenen zwischen Schloß und Tempel in den silberglänzenden Himmel zu führen scheint, soll symbolisch für das Leben des jungen Paares werden.

Nehmen Sie das jedenfalls als visionären Wunsch eines Freundes.“

Er neigte das Glas.

— Ende! —

Die Sage vom Wein.

Als der heilige Dionysos noch im Knabenalter stand, wanderte er nach Griechenland, um von hier nach Nagos zu gelangen. Weit war der Weg, und mancher Schweißtropfen perlte zur Erde. Oft mußte er sich niederlegen, da seine Kräfte erlahmten. Wie er nun wieder da saß, auf einem großen Steine sich ausruhend, schaute er zu seinen Füßen ein zierliches Pflänzchen, das aus dem Erdbreich sproß. Gefallen an ihm findend, beugte er sich hernieder, zog es aus seinem Standort, um es mitzunehmen. In Nagos sollte es weiter wachsen. Heiß brannte die Sonne, sodaß er befürchtete, es könne verdorren, bis er an seinem Ziele gelandet. Besorgt ging er weiter. Da fand er zu seiner großen Freude ein Vogelbein, rasch steckte er es hinein, um es vor dem glühenden Sonnenbrand zu bewahren. Eilenden Fußes ging er weiter. Doch sich, wie er sich nach seinem Pflegebefohlenen erkundigte, war er bereits so weit gewachsen, daß das Vogelbein ihn nicht mehr fassen konnte. Gerade sah er am Wege ein größeres Löwenbein liegen, das er rasch erfaßte, seinen Schlingling hinein zu stecken. Doch die Pflanze kamte in ihrem Wachseifer seine Grenzen, und ehe er sich versah, war sie bereits aus ihrer neuen Hülle hervorgegangen. Da war guter Rat teuer, und ernste Furchen der Sorge gruben sich in sein Antlitz. Sollte seine Mühe vergeblich gewesen sein? Sollte es ihm nicht vergönnt sein, die Pflanze bis nach Nagos zu schaffen? Wie er fast mutlos seinen Weg fortsetzte, erspähte er zu seiner Veruhigung ein Eselsbein, in das er alles wohl verbarg.

Er, in dem der Geist des Wachstums bereits wohnte, schritt rüstig fürbass, um endlich Nagos zu erreichen. Neugierig zog er die Pflanze heraus, um ihre Wurzeln ins Erdbreich zu senken. Doch wie erstaunte er, als sie sich um das Vogel-, Löwen- und Eselsbein geschlungen hatte, sodaß es ihm Schwierigkeit kostete, sie zu befreien. Er entschloß sich endlich, alles in den Boden zu stecken. Eifrig wuchs die Pflanze, blühte und zeitigte Früchte, Trauben von unbekannter Größe. Freudig bereitete er den Bewohnern der Gegend einen Wein, den sie gierig schlürften. Erkenntlich verfolgte er die Wirkungen des edlen Trankes. Zuerst zog Freude in ihr Herz, daß sie wie die Vögelchen sangen. Sprachten sie ihm weiter zu, so fuhr eine ungekannte Kraft in ihre Brust, daß sie eine Löwenstärke offenbarten. Doch immer mehr reizte der edle Saft, doch welch ein Schrecken! — Sie wurden bämmer wie ein Esel.

Freund des feurigen Weines! Nun weißt du auch, woher der Rebenast seine verschiedenen Wirkungen hat: froh wie ein Vogel, stark wie ein Löwe, dumm wie ein Esel! R. W.

Der größte Waldbesitzer der Erde — ein deutscher Auswanderer.

Nicht Kreuger — Weyerhaeuser und seine Söhne. — Ausgewandelter Hesse erwirbt Wälder von der Größe Englands. — Eine Dynastie im Dunkeln. — „Vielleicht der reichste Mann der Welt“. — Gebieter über den Mississippi. — Riesenpekulation und Wäldertod.

Von Ernst Forst.

Man kennt den Petroleumkönig, den Stahlkönig, den Geldkönig, den Autokönig — wer kennt den Holzkönig? Und doch, es gab einen Mann, der nur Wälder besaß und als er, knapp vor Ausbruch des Weltkrieges, starb, wahrscheinlich der reichste Mann der Welt war. Auch die Söhne dieses Mannes, die das ungeheure Vermögen bedeutend vermehrt haben, sind so gut wie unbekannt.

Karl August Weyerhaeuser und seine Brüder beherrschten im Nordwesten der Vereinigten Staaten ein Holzkönigreich im Umfange von 25 Millionen Hektar. Es ist so groß wie das englische Königreich, ein Quadratmeter Seitenlänge von 500 Kilometern, ein guter D-Zug würde es genau in einem Tage umfahren. Nur ein Vierzigstel der Nadelholzbestände der Welt, aber an bevorzugter Stelle. Abgesehen wächst es noch täglich, breitet sich namentlich in nördlicher Richtung, nach Kanada und Alaska aus. Die Begründung dieses Holzkönigreiches ist ein Kapitel der Wirtschaftsgeschichte, das man kennen muß, das man um so mehr kennen muß, als es Fortsetzungen hat.

Friedrich Weyerhaeuser, der Vater der vier Söhne, der Ahne, der Stifter, der erste und eigentliche Holzkönig war ein Deutscher. Geboren 1834 zu Niederaulheim in Rheinhesen. Vielleicht erschien dem Bibelfundigen der Name seines Geburtsortes später als gutes Omen: ging er doch aus wie Saul, der Sohn Kis, und fand ein Königreich. Friedrich Weyerhaeuser war ein armer Winzernoch. Wie die Herren in Hesse hausten, wie das niedere Volk dort vor der Revolution von 1848 lebte, das schildert der geniale Hesse Georg Büchner in seinen Schriften. Von dem Elend, von der Gedrücktheit jener Zustände mögen wir uns heute kaum ein Bild machen. 1852, achtzehnjährig, wandert Fritz mit Mutter und Schwester nach Amerika aus, ins Land der Freiheit aus dem Ländchen des unterdrückten Freiheitskampfes, dessen Feuer in Hesse länger als in anderen deutschen Ländern gebrannt hatte. Er kommt in eine Sägemühle in Rod Island, im Staate Illinois. Er muß sehr tüchtig gewesen sein, denn als nach kurzer Zeit schon die Sägemühle verkauft werden soll, bringt er sie mit erspartem und geborgtem Geld an sich.

Hier in Rod Island faßt er seinen Holzkönigsgedanken. Er ist sehr einfach, aber von den vielen gescheiterten Menschen, die es gerade damals in Amerika gab, hat ihn doch keiner scharf genug gedacht. Dieser Hesse aber, der von Haus aus etwas von rationaler Forstwirtschaft weiß und hier, in den Atlantikstaaten der Union, ihr Gegenteil betreiben sieht, weiß, daß die Holzebbe kommen muß und spekuliert auf sie. Er hat eine unerschütterliche Meinung für die Urwälder des Mittelwestens. Jeden Cent, den er sich verschaffen kann, will er in diese Wälder stecken. Sie gehören dem Staat. Der Staat verkauft sie, weil er nun auch jene Gegenden besiedeln will und weil der Staat ein Hindernis der Zivilisation ist. Weyerhaeuser kauft, weil er überzeugt ist, daß alle jene Wälder bereinst, sehr bald vielleicht schon, jedenfalls zu seinen Lebzeiten noch, ein Vielfaches ihres Kaufpreises wert sein würden. Der Kaufpreis: 8 bis 12 Mark für den Hektar bewaldeten Bodens. Er zahlt sie und hat den unangreifbaren Besitztitel in der Tasche. Zwanzig Jahre lang ist er der Spekulation immer um eine Urwaldlänge voraus. Als die Eisenbahnen seine ersten Wälder erreichten, ist er mit seinen Käufen schon weit westlich vorgeedrungen. 1872 legt er schon in St. Paul, Minnesota, dem großen Eisenbahnnotenpunkt, die Fundamente des Hauses, das heute, neben Tacoma im Nordstaate Washington, der Verwaltungspunkt der Weyerhaeuser'schen Interessen ist. Hier steht seine einfache rote Backsteinvilla neben dem prunkvollen Palast des Eisenbahnkönigs Hill, mit dem zusammen er manches große Geschäft machen wird.

Der ist übrigens einer der ganz wenigen Partner, die man ihm nachhaken kann. Er hat zuletzt an die tausend Partner gehabt, aber die haben von seiner Partnerschaft nichts gewußt und kannten sich untereinander ebensowenig wie sie Friedrich Weyerhaeuser kannten. Er blieb immer im Hintergrund, der einzige Wissende unter Unwissenden spielte den einen gegen den anderen aus, teilte und herrschte. Er wollte vielleicht nur verdienen, aber dazu mußte er herrschen, und die Methoden der Herrschaft blieben sich im Grunde immer gleich. Anfangs der achtziger Jahre zeigt es sich, daß er richtig spekuliert hat. Im Osten der Union tritt die große Holzknappheit und gleichzeitig die tollste Bauwut auf. Da fließt der Dollar durch ein schlaues Netz von Hunderten verdeckter Kanäle über Weyerhaeuser's Sägemühlen

und macht ihn nun wirklich zum Holzkönig. Diese erste große Konjunktur seines Lebens empfängt er in voller Rüstung. Er hatte sich in einer gigantischen Kleinarbeit, hinter der doch ein Plan gesteckt haben muß, zum Gebieter des Mississippi aufgeschwungen; der Vater der Ströme und seine Nebenflüsse stehen unter seinem Flöthmonopol. Die Holzhäfen, die Schleusen, die Stapelplätze gehören ihm. Ohne seinen Willen schwimmt keine Tanne den Mississippi hinunter. Bald beugt sich der letzte unabhängige Holzhändler des Mississippi-Tales in sein Joch. Er regelt den Schlag, wie er ihm paßt. Viele seiner Wälder läßt er vorläufig unberührt. Sie steigen inzwischen aufs Fünzigfache ihres Kaufwertes. Wo er schlägt, schlägt er tahl.

Das ist ein kalter Businessman, nicht weniger strupellos als der um fünf Jahre jüngere Rodefeller. Seine Karte, die einzige, auf die er spielt, heißt Entwaldung. Weyerhaeuser glaubt an den Nordwesten, glaubt, daß in die Wälder Washingtons, Oregons, Montanas und Idahos, wo selbstsame Füchse sich Gutenacht sagen, bald Menschen, viele Menschen kommen werden. Sein Wille, jene Wälder zu ergreifen, ist stark und er erlangt sie durch einen Bodenschwindel, impopulär in seiner simplen Größe. Hills Eisenbahn, die Northern Pacific (eine wirkliche Pionierleistung) hat mit ihrer Konzession rechts und links von der Straße einen breiten Streifen Landes geschenkt bekommen. Die schönsten Gründe hat sie schon verkauft, doch große Steinwüsten sind ihr am Hals geblieben. Da wird in einem Kongreß, der nicht zu den ruhmreichsten in der Geschichte der Staaten zählt, mit allen Mitteln ein Gesetz durchgebrückt, das den Käufern der Northern Pacific-Gründe einen Tausch ihrer Ländereien gegen größere in den Wäldern der Nordweststaaten gestattet. Kaum hat der Präsident dieses „Heimstättengesetz“ gutgeheißen, da meldet sich Weyerhaeuser als Besitzer der Steinwüste. Er meldet sich nicht unter seinem eigenen Namen, diesmal jedoch weiß man, daß er es ist. Hill hat ihm die Steinwüsten verkauft, wahrscheinlich nicht für ein Butterbrot. Aber als Weyerhaeuser nun seine Sahara gegen die schönsten Nadelholzwälder der Welt eintauscht, da hat er über Nacht 400 Millionen Mark gewonnen.

Osten und Süden der Staaten sind bis auf einige Reste schon kahlgeschlagen. Die Konjunktur für Waldbesitz steigt immer weiter. Weyerhaeuser kontrolliert nun alles, was zur Ausübung einer Preisdiktatur gehört und übt sie unangefochten noch zwei Jahrzehnte lang. Die Wirtschaftskrisen können ihm nichts schaden, die Arbeiter werden entlassen, der Wald bleibt stehen und als wieder gebaut wird, hat sich sein Wert verdoppelt. Eine Sekunde lang nur scheint Weyerhaeuser's Machtgebäude zu schwanke: Präsident Roosevelt eröffnet seinen Feldzug gegen die Trusts und sein Freund ist Gifford Pinchot. Gifford Pinchot leitet den großen Feldzug für die Konservierung des nationalen Reichtums an Wäldern und Wasserfällen ein, den er noch heute führt. Aber der Angriff aufs Weyerhaeuser-Syndikat ging fehl. In den Monaten vor seinem Tode wird, wie zur Zeit des großen Bodenschwindels wieder von ihm gesprochen. Aber er nährt den Altsch nicht und stirbt in beinahe einsiedlerischer Unbekanntheit, Zurückgezogenheit, der Nation eine Zahl, der Welt ein Unbekannter. Bei seinem Tode nennt man ihn den „vielleicht reichsten Mann der Welt“. Dieses „vielleicht“ war sicher in seinem Sinne. Was er wurde, verbannte er seiner Rase und seinem Schweigenkönnen. Er war, neben Jar Nitolaus II., der größte Grundbesitzer der Welt und ein Schweiger wie Molke. Für wohltätige Zwecke hinterließ er keinen Cent, wie er in seinem Leben keinen Cent für sie übrig hatte. Er war ein leiser, schlichter Mensch, nicht nur das Gegenteil eines Lebenskünstlers, das sind die meisten Aufbauer von Riesenvermögen, sondern auch einer, dem sein Reichtum zwar Stachel, aber auch Bürde war.

Aus Bayern.

In einem Münchener Bräu sitzt der Rentier Franz Xaver Schörlgl vor einer Kalbschale, deren riesige Ausmaße das Interesse eines neben Schörlgl sitzenden Gastes erwecken.

„Na, Herr Nachbar, wollen's dös Trumm Hay'n alsoanig eß'n?“

„Na, na, Herr Nachbar. I kriag ja a Krut dazua.“

Paul.

Die Katze ist ein Haustier.

Leistiges aus ernster Zeit.

Von General a. D. Heinicke.

Es war in der Champagne 1915. Das Regiment lag auf dem Kanonenberg, den die Soldaten „Kanonenbude“ nannten. Es gab viel Ratten und noch mehr Mäuse in den Unterständen. Der mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Regimentsgefechtsstand war mit Sackleinwand ausgeschlagen, die den Knipfen in geschmackvoller Weise ersetzte. Zwischen den Wänden der Decke und der Sackleinwandbespannung wimmelte es von Mäusen. Schlug man gegen die Wand, so sauste es nach allen Seiten. Auch in meinem mit Stroh gestopften Kopfstück befanden sich mehrere dieser lieblichen Tiere. Es war sehr interessant und belustigend. Auch fühlte man sich, so tief unter der Erde, nicht so einsam.

Eines Nachts wachte ich von einem leisen kratzenden Geräusch auf. Ich knippte die elektrische Taschenlampe an und sah erkannt am Fußende meines Bettes eine Katze sitzen, die mit den Pfoten nach der Sackleinwand an der Decke langte, wo Bewegungen auf eine größere Mäuseversammlung schließen ließen. Sie konnte die Decke aber nur erreichen, wenn sie sich auf den Hinterbeinen aufrichtete. Das tat sie wiederholt, wagte dann einen kühnen Sprung, kratzte sich in der Sackleinwand fest, hing da eine kleine Weile und fiel dann auf mein Bettdecke, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Ich hoffte, sie würde sich entfernen. Sie dachte aber gar nicht daran, rollte sich auf meiner Brust zusammen und schnurrt behaglich. Das war mir nun doch zu viel. Ich rief den wachhabenden Telefonisten, der sie mit sich nahm. So machte ich ihre Bekanntschaft.

Sie erschien nun öfter zu Besuch. Es war die richtige Schützengrabenkatze, anscheinend im Graben oder im Unterstand geboren. Ruppig, struppig, mit schiefem emporgesträubtem Haar, stets angriffsbereit und gierig. Zweifelloso hatte sie einige Eigenheiten des richtigen Feldsoldaten angenommen, den sie täglich vor Augen hatte. Auf Außerlichkeiten legte sie wenig Wert. Sehr selten sah man sie sich putzen und schön machen. Sie strich überall, bei jedem Wetter herum, stets auf der Jagd nach Mäusen oder Abfällen.

Wir lagen lange in der Stellung. Sie gewöhnte sich an uns und wir uns an sie. Eines Tages hatte sie Junge bekommen, von denen wir aber nur eins zu Gesicht bekamen. Der Vater war nicht festzustellen. Das Junge war ganz die Mama, klein und ruppig-struppig.

Nach einiger Zeit wurde das Regiment verschoben. Wir suchten mehrere Abschnitte weiter nach rechts in eine schönere und friedlichere Gegend. Auf der Treppe meines neuen Unterstandes stieß ich auf das Katzenkind, das mißvergünstigt und ziemlich kümmerlich in einer Ecke hockte. Ich gab ihm etwas Milch, die es dankend akzeptierte, und erkundigte mich bei dem Durcheinander nach der lieben Mama. Die, sagte der Unmensch, hätten sie nicht mitgenommen, nur die Kleine. Ich war außer mir über die Grausamkeit, das Kind von der Mutter zu trennen, mußte mich aber von dem vorbeikommenden, anscheinend sachverständigen Führer der Melbehunde belehren lassen, daß ältere Katzen als Haustiere am Hause, hier also am Regimentsunterstand der von uns eingenommenen Stellung, festhielten und man sie deshalb also besser ließe, wo sie nun einmal zu Hause seien. Das wollte mir nicht eingehen. Ich schalt über die Gefühlslosigkeit, der Mutter das Kind zu nehmen, und forderte schließlich energisch die Herbeischaffung der zurückgelassenen Katzenmama.

Nach ein paar Tagen brachte sie uns der Melbehundsführer überlegen lächelnd ins Zimmer. Ich war gerührt ob des Wiedersehens, streichelte sie, gab ihr Milch und befahl, sofort das Kind herbeizuholen, das ich der gramgebeugten Mutter persönlich wiederzugeben gedachte. Und nun erlebte ich etwas, was mein Herz erkalte und mich in höchste Empörung versetzte. Zeigte schon das Kind die lebhafteste Abneigung, sich in der Nähe der geliebten Mama auf die Erde niederlegen zu lassen, so legte die Mutter ein Benehmen an, das Tag, das jede Sympathie für sie in mir ertödete. Sie stieß, als man ihr liebliches Kind ihr nahe bringen wollte, ein wütendes Gauden aus, und als es trotz dessen lebhaften Widerstandes doch geschah, sprang sie mit einem Satz auf es zu und zog ihm mit gewaltigem Pfotenhieb mehrere sofort blutende Furchen über das zarte Köpfchen. Ich ließ die entartete, jeder Mutterliebe bare Mama entfernen. Sie verschwand und wurde nicht mehr gesehen. Am Tage darauf erkundigte sich der Melbehundsführer telefonisch beim alten Regimentsgefechtsstand. Dort war das Ungeheuer prompt wieder eingetroffen. Er macht mir mit leisem Lächeln Meldung vom Tatbestand und sagte nachdenklich, diesmal aber mich überzeugend, hinzu: „Jo, so — er war ein Badener — die Katze ist erwe ein Haustier“.

Neue Bücher

* Meinrad Dienert: „Die Kunst zu Illendorf“, Roman. (G. Grote, Berlin.) Ein begabter junger Steinbildhauer und ein handfertiger Holzschnitzer sind Rivalen sowohl bei Ausschreibungen ihres Kunstgebietes als auch in der Liebe. Dem heitern Spiel und Gegenspiel, an dem sich viele humorvoll gezeichnete originelle Gestalten beteiligen und in das man sich reißvoll frische Episoden eingeflochten ist, liegt aber ein tiefer Ernst zugrunde; es ist der bittere Kampf des wahren Künstlers gegen den falschen Schein eines blendenden Dilettantismus und den irrenden Geschmack der Masse. Das ist die Stärke dieses Schweigers, daß alles an ihm echt ist, sein Humor, sein Temperament, seine Volkstümmlichkeit, seine Sprache, seine ganze Erzählkunst und — nicht zuletzt — seine gesunde Bejahung des Lebens.

* H. K. Berndorff: „Der Reiter am Kreuzweg“, (Verlag Dietz u. Co., Stuttgart.) Der Roman ist geschrieben nach Motiven von Dumas' unsterblichen „Denkwürdigkeiten eines Arztes“. Berndorff wertet die fabelhafte Erfindungskunst Alexander Dumas' aus. Die Zeit Ludwigs XV. mit ihren großen Liaisons und ihren ebenso großen Intrigen steigt plastisch vor uns auf, so wie wir sie heute sehen würden. Die Gestalt des unheimlichen schwarzen Reiters ist dem Verfasser großartig gelungen. Die Rolle des Notkolo wechselt wie auf der Drehbühne ab mit den gewitterdrohenden Zeitwolken, die Tragik des Menschenherzens mitterleuchtet durch die Szene. Der Verfasser der „Spionage“ mit ihren 63 Auflagen unterhält uns mit diesem spannungsvollen Buche wieder glänzend.

* J. J. Ken: „Wer ist der Dieb?“, Roman. (Verlag der Zeit-Romane, Berlin — Deutsche Vereins-Druckerei AG., Graz.) Wer ist der Dieb, der den berühmten Kopf der Königin Hatschepsowet aus dem Pariser Museum gestohlen und durch eine täuschend nachgemachte Kopie ersetzt hat? Die amüsante und aufregende Jagd nach den mit den raffiniertesten Mitteln der Wissenschaft arbeitenden Fälschern bildet den Inhalt dieses Romans, der uns in tollem Wirbel durch Europa hegt und uns die Schlupfwinkel eines interessanten Zweiges internationalen Verbrechertums in Paris und Venedig vor Augen führt.

* August Straub: „Das Büchlein Liebemich“, (Verlag „Der Regenbogen“, Neuenbain i. T. und Leipzig.) Ein schmales Bändchen, doch ebenso geschmackvoll in Druck und Ausstattung wie sorgfältig in der Wahl der mit strenger Selbstkritik zusammengestellten Verse und kleinen, legendären Erzählungen. Volksliebste Klänge blühen überall auf; mit gutem Glück gelingt es dem Dichter, in unseren hastenden Tagen das Märchen wieder lebendig zu machen. Phantasie und Einfalt, Schlichtheit und Religiosität zeichnen das Büchlein aus, dem alles zünftig literaturmäßige fehlt, das aus dem Herzen kommt und zum Herzen sprechen will. Und eben dies gibt ihm die eigene Note und einen nicht gering zu schätzenden Wert, die Kraft ruhsam-heitender Beschaulichkeit.

* „Bitte, erzähl' uns was!“ Geschichten im Telegrammstil für Mütter 4-7-jähriger und für Kindergärtnerinnen. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Auch die erfindungsreichste Mutter und Kindergärtnerin weiß manchmal nicht mehr, wo sie den Stoff zu immer neuen Geschichten hernehmen soll. Das vorliegende Büchlein enthält kurze Handlungen in Stichworten für Märchen, Tiergeschichten und Erzählungen aus dem Kinderleben, einige Pointen und Anregungen im Telegrammstil.

* „Diplomatisches Handeln“, 200 Richtlinien der Weltflucht von Geschäftsleuten und Weltmännern, von Dr. R. Finger. (Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Stuttgart.) Diplomatisches Handeln, diese Weltflucht der Erfolgreichen im Staats-, Wirtschafts- und Geistesleben, wird immer noch als eine Art Geheimlehre betrachtet, deren verwinkelte Rezepte nur in exklusiven politischen, wirtschaftlichen, religiösen, gesellschaftlichen Kreisen von Hand zu Hand wandern. Als Rechtsanwalt und Notar in einer traditions-erfüllten Hansestadt konnte der bekannte Autor in lebenslangem Studium unzähliger, lebendiger und gedruckter Äußerungen der Weltflucht in Gegenwart und Vergangenheit erkennen, daß sie sich fast alle auf eine beschränkte Zahl von Richtlinien zurückführen lassen, die er in seinem Werte nunmehr vereinigt hat. Er überzeugt, daß diplomatisches, weltfluges Handeln nicht bloß eine Gefühlsache ist, sondern eine erlernbare, eine verbesserungsfähige Kunst, die von höchstem praktischem Nutzen sein kann.